Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Zur 200. Wiederkehr von Winckelmanns Geburtstag
Autor: O.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575972

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zeit in der „Deutschen Rundschau" von Rodenberg publizierte Novelle des verstorbenen Feuilletonredaktors an der „Neuen Zürcher Zeitung", die schwerflüssig, aber psychologisch fein gesehen und folgerichtig die furchtbare Entdeckung darstellt, welche die einfältige Bäuerin bei einem Besuch ihrer in der Stadt verdorbenen Tochter machen muß. Die Novelle gehört zum Tüchtigsten, was Marti uns hinterlassen hat; die Skizze „Der Traum" hat im letzten Jahre in der „Schweiz" gestanden. Er dürfte neben der genannten Erzählung wohl das Beste sein, was das Bändchen enthält; alle vier Skizzen aber, auch die literarisch weniger wertvollen „Bescherung" und „Zu spät" zählen ins Gebiet gesunder Volksliteratur, die Fritz Martis kernhafte, aus Bauerngrund erwachsene Weltanschauung ausdrückt.

Weitere Bändchen unter dem Titel „Schweizer Heimatkunst-Novellen"[6]) bringen Erzählungen von Hermann Menzi „Du liebes Land!" sowie „Soldatengeschichten" und andere Erzählungen des in Basel verstorbenen Hans Dettwyler. Hohe literarische Bedeutung ist beiden Sammlungen nicht gerade nachzurühmen; sie sind schlicht erzählt. Hermann Menzis Bändchen bringt u. a. die Bearbeitung von Aufzeichnungen einer Schweizerin, die in Rußland den Krieg erlebt hat; sie besitzen dokumentarischen Wert und lesen sich zum Teil ergreifend. Hans Dettwylers bescheidenem, sympathischem Talent verdanken wir ein paar hübsche Skizzen; im „Traum des kleinen Schreibers" spiegelt sich erschütternd des Erzählers Schicksal selbst, der unvollendet im 42. Lebensjahr nach einem Dasein voller Sorgen und Not gestorben ist. Als pietätvolles Denkmal verdient das Büchlein dankbare Leser.

(Fortsetzung folgt).

[6]) Weinfelden und Leipzig, Schweizer Heimatkunst-Verlag, 1917.

Zur 200. Wiederkehr von Winckelmanns Geburtstag

(9. Dezember 1917).

Mit einer Kunstbeilage und zwei Abbildungen im Text.

„Es war endlich einmahl, nach fast dreyhundert Jahren, Zeit, daß jemand sich an ein Systema der alten Kunst wagete, nicht die unsrige dadurch zu verbeßern, die es in wenigen, welche dieselbe treiben, fähig ist, sondern jene betrachten und bewundern zu lernen," schrieb Winckelmann am 25. April 1761 aus Rom unserm Salomon Geßner. „Nach fast dreyhundert Jahren": er meint natürlich seit dem Wiederbekanntwerden antiker Kunstwerke gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In Castel Gandolfo weilt er im Juli 1761, will da bis zum September verbleiben, um, heißt es in Briefen vom 28. Juli an Leonhard Usteri und an Geßner, „meiner Geschichte der Kunst in der hiesigen seeligen und glücklichen Gegend den letzten Seegen zu geben". 1761 ward vollendet, vor Weihnachten 1763 völlig abgedruckt Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums" (in zwei Quartbänden, Dresden 1764), die alsobald auch ins Französische, ins Englische übersetzt wurde. Eigentlich betäubend war der Eindruck des Neuen, das hier auf einmal sich darbot. „Wie viel kam hier zusammen! Der erste Versuch einer neuen Wissenschaft, und gleich ein solches Meisterwerk! Man vergegenwärtige sich die Dürftigkeit der damaligen Prosaliteratur, bei dem schon erwachten und in erster Linie der Nationalinteressen stehenden Wunsche, sie emporzubringen" [1]). Wirklich, „wie aus dem Stendaler Schuhflickersohn der erste große Kunstlehrer Deutschlands und einer seiner wertvollsten Prosaschriftsteller werden konnte, das gehört zu den vielen Wundern der Menschengeschichte, die wir staunend hinnehmen, aber nicht ergründen können" [2]): durch seine „Geschichte der Kunst des Altertums" ist Winckelmann der Vater der antiken Kunstgeschichte in Deutschland geworden und, sagen wir es gleich, der Kunstgeschichte überhaupt; denn jünger noch als die Disziplin der „klassischen Archäologie" ist die allgemeine Kunstwissenschaft. Wie es weiter heißt im Brief an Geßner vom 25. IV. 61: „Hier half kein Gewäsch, sondern man solte bestimmt und gesetzmäßig lehren ...", spricht Winckelmann in seiner Vorrede zur Kunstgeschichte unter andern leitenden Grundsätzen auch den folgenden bedeutsamen aus: „In Absicht der Vorzüglichkeit einer Statue ist es nicht genug, so wie Bernini

[1]) Carl Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen[2] III 199. — [2]) Eduard Engel, Gesch. d. Deutschen Lit.[12] (1912) I 431.

Museo lapidario zu Triest mit dem Grabdenkmal Winckelmanns (1717—1768).
Phot. Anton Krenn, Zürich.

vielleicht aus unbedachtsamer Frechheit gethan, den Pasquin für die schönste aller alten Statuen zu halten; man soll auch seine Gründe bringen: auf eben diese Art hätte er die Meta Sudante vor dem Coliseo als ein Muster der alten Baukunst anführen können." Hatte der Künstler Bernini gewiß recht mit seiner hohen Einschätzung des Pasquinotorso, so anderseits Winckelmann mit der Forderung einer Begründung solchen Werturteils: da liegt ja die Wurzel aller tiefern Einsicht in die Kunst, der Anfang der Weisheit jeglicher Kunstbetrachtung. Nun freilich, welch mächtiger Wandel und Fortschritt hat sich in der kunstgeschichtlichen und kunstästhetischen Betrachtung und Erkenntnis vollzogen von Winckelmann bis auf Heinrich Brunn, den feinsinnigen Archäologen, und von Winckelmann bis Jacob Burckhardt und Heinrich Wölfflin, welche Klärung der kunstgeschichtlichen Grundbegriffe! Und doch sind wir wohl noch weit vom Ziel, wer weiß, vielleicht stecken wir noch immer in den Anfängen! Umgeben von lauter Werken der spätern Antike, angesichts des Apoll und des Torso vom Belvedere, der Gruppen des Laokoon und des Farnesischen Stiers, der beiden großen Gallierdarstellungen usw. hat Winckelmann als „das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke" proklamiert „eine edle Einfalt und eine stille Größe" [3]), und wie seltsam, er hatte recht und unrecht zugleich mit seiner Formel! Man kann sie gelten lassen, ja glücklich, genial gewählt nennen für die Kunst des fünften Jahrhunderts v. Chr., von der indes Winckelmann kaum einen blassen Schimmer gehabt hat, für die „Klassik" eines Pheidias hat er wie mit ahnendem Geist, divinatorisch die zutreffende Formel gefunden und geprägt; dagegen haben uns neuere Funde erst, wie die von Pergamon, die Augen geöffnet für die richtige Einschätzung auch eines Laokoon, die Gallierstatuen usw.: nichts weniger als „stille Größe, edle Einfalt" spricht aus solch schmerzzerrissenem Antlitz, überhaupt aus Schöpfungen der rhodischen und der pergamenischen Schule mit ihrem bis an die Grenze des Möglichen gesteigerten Pathos. Seit Winckelmann haben wir eben ein

[3]) „Gedanken über die Nachahmung d. griech. Werke in d. Malerey ut Bildhauerkunst" (1755) S. 19. Immerhin unterscheidet Winckelmann in seiner „Kunstgeschichte" S. 212 ff. entwicklungsgeschichtlich vier Stile.

unvergleichlich reicheres, ein eigentlich vielgestaltiges Bild der Entwicklung der griechischen Kunst gewonnen, und je mehr sich uns die Verschiedenheit der einzelnen Kunstphasen offenbart und die Mannigfaltigkeit der Formen auch innerhalb jedes einzelnen Zeitabschnittes, umso weniger sehen wir die Möglichkeit und fühlen wir auch das Bedürfnis, solche Differenziertheit und Mannigfaltigkeit zusammenzufassen unter einem alles zugleich kennzeichnenden Schlagwort... Aber Winckelmanns Kunstgeschichte hat wie auf die Zeitgenossen, so auch auf die Nachwelt noch lange nach ihres Schöpfers Tod eine Wirkung ausgeübt wie kaum ein zweites Buch über die Kunst, sie steht am Beginn der kunstarchäologischen Wissenschaft, der Kunstforschung überhaupt, sie erst hat ein wirkliches Verständnis der antiken Kunst und der Kunst im allgemeinen angebahnt. Selber noch einen Blick zu tun in das gelobte Land der griechischen Kunst, wie es just damals, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, durch englische Tatkraft sich erschloß, ist Winckelmann, dem Frühvollendeten, nicht mehr vergönnt gewesen. Wie eine Fata Morgana tauchte 1767/68 noch die Möglichkeit einer Hellasfahrt vor ihm auf: „Der böse Feind reitet mich itzo mit Gedanken einer Reise nach Griechenland, und noch mächtiger als der leidige Teufel ist Riedesel [4]), welcher mir keine Ruhe läßt ...", schreibt er am

[4]) Johann Hermann Riedesel, Freiherr zu Eisenbach und auf Altenberg, 1740—85.

Grabdenkmal Winckelmanns (1717—1768) im «Museo lapidario triestino».
Phot. Anton Krenn, Zürich.

8. VIII. 67 an Paul Usteri, sein „liebes Milchlamm" (ähnlich unter demselben Datum an Christian v. Mechel). Statt nach Griechenland ging die Fahrt im April 1768 nach dem Norden, und dies sollte seine letzte Reise sein: am 8. Juni erlag er der Mörderhand eines habgierigen Italieners.

Intimste Beziehungen unterhielt Winckelmann zu unserm Lande, herzlichste, gefühlvolle Freundschaft verband ihn mit Schweizern, zumal Zürchern. „Winckelmanns Briefe an seine Freunde in der Schweiz" hat bereits 1778 Prof. Leonhard Usteri (1741—89) veröffentlicht, 83 nebst Anhang, im selben Jahr noch hat ein anderer der Korrespondenten, Hans Caspar Füeßli (1706—81) in kleiner Broschüre auch die „Geschichte" dieser Briefe mitgeteilt; unter Ausscheidung der nicht mehr in der Handschrift auffindbaren Briefe an den Basler Kupferstecher Christian v. Mechel (1737—1817) hat dann in unsern Tagen Prof. Hugo Blümner eine Neuausgabe von „Winckelmanns Briefen an seine Züricher Freunde" besorgt (1882); „in vermehrter und verbesserter Gestalt nach den auf der Züricher Stadtbibliothek aufbewahrten Originalen" bietet er (nebst Anhang und Anmerkungen) insgesamt 77 Briefe an die beiden Füeßli, Hans Caspar und Hans Heinrich (1745—1832), an Sal. Geßner (1730—88) und die beiden Usteri, Leonhard und dessen jüngern Bruder Paul (1746—1814). In Betracht käme auch noch Caspar Füeßlis Sohn, der bekannte Maler Heinrich Füeßli (1741—1825), dem England zur zweiten Heimat geworden; auch dieser „Londoner Füeßli" („Fuseli") stand mit Winckelmann im Briefwechsel, doch die Briefe an ihn scheinen sich nicht erhalten zu haben. Ferner wird wiederholt in Briefen an v. Mecheln ein weiterer Basler, „der würdige Freund Rhyner", der laut Briefen an C. Füeßli im Sommer 1763 in Italien gereist, in den Gruß miteingeschlossen. Endlich erstreckten sich diese Beziehungen Winckelmanns durch Leonh. Usteris Vermittlung zu Wielands, Rousseaus Freundin Julie v. Bondeli (1731—78) in Köniz bei Bern [5]). Wie hoch hat Goethe den Epistolographen Winckelmann gewertet, wie trefflich charakterisiert er seine Briefe, insbesondere die an die Schweizer [6]). „Seine Briefe haben bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich Diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht und also ebenso wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann." „Aeußerst interessant und liebenswerth" ist Goethe diese Sammlung der Briefe an die Schweizer, ihm tritt daraus entgegen „das Gefühl von eigener Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochschätzung Anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerei", zugleich erscheint ihm die Sammlung „genugsam unterrichtend, obgleich Winckelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können". Lange schwebten Unterhandlungen mit Sal. Geßner und der Firma Orell, Geßner, Füeßlin & Compagnie wegen Uebernahme der „Kunstgeschichte", ja, nicht gar viel hat gefehlt, und dies Standardwork wäre zu Zürich ans Licht der Welt getreten. Und wie herzlich zugetan war Winckelmann seinen Zürchern! Im Palazzo Albani zu Rom bei den vier Brunnen (alle Quattro Fontane), wo Winckelmann von 1758 an hauste bei dem ihm freundschaftlich gewogenen Kardinal Alessandro Albani, durften die Zürcher vor allen auf offenes Haus und gastliche Aufnahme rechnen: „Für euch Zürcher will ich Schuhe und Strümpfe durchlaufen; stutzet nur immer eure Jugend zu, diese Reise zu thun" (W. an H. Füeßli 18. IV. 67). „Ihr Züricher solt allezeit den Vorzug bey mir haben" (W. an denselben 3. VI. 67). Ueber die Schweiz ergeht sich Winckelmann in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. „Es ist mir gelungen, was ich gewünscht," schrieb er am 27. VII. 58 an C. Füeßli, „in dem Lande wo sich der Saame der Red-

[5]) Vgl. Eduard Bodemann, Julie von Bondeli S. 39 f. 140. 252 f. 324 f. und Blümners Briefausgabe S. 80 f. 98. 223.

[6]) Zum Briefwechsel Winckelmanns mit seinem Seehausener Freund Hieronymus Dietrich Berendis (1720—83), den Goethe 1805 teilweise veröffentlicht hat mit einleitenden Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns („Winckelmann und sein Jahrhundert").

lichkeit erhalten, und wo die Freyheit, die den Geist erhebt, auch fähigere Seelen zur Freundschaft bildet, einen Freund zu besitzen ... es wird der Tag kommen, und er ist vielleicht nicht weit, da ich das Land, wo ich die höchste Würdigkeit unseres Geschlechts und den Edeln Füeßli finde, sehen werde." Und zu Geßner, dem gegenüber er sich stets besonders zusammennahm zu ausgesucht feinen Gedanken und gewählten Worten, spricht er (25. IV. 61) von den Schweizern als „einem Volke, wo neben der Freyheit die Vernunft, die Mutter edler Geburten, auf einem erhabenen und stolzen Throne sitzet; unter demselben bekant und geachtet zu seyn, sind für mich die Säulen des Hercules (= die äußerste Grenze des Erreichbaren und Erstrebenswerten), und ich wünschte die gute Meynung von mir erfüllen zu können." „Eins von meinen Spanischen Schlößern ist Zürich" (an Geßner 14. XI. 61), und später, von August 1766 ab, kommt die Rede immer häufiger auf das Wiedersehen in der Schweiz: „Gegen künftigen Winter haltet eine kleine Cammer ledig für einen Pilgrim aus Rom" (an L. Usteri 27. IX. 66). „Bey meyner schweren Arbeit hebe ich meine Augen auf gegen die Berge hin, wo mir hoffentlich künftig bey Euch auf wenige Zeit wohl seyn soll; so wie der arme Indianer jenseit seiner Gebürge Ruhe zu finden hoffet" (an P. Usteri am selben Tag). „Ich werde mein Lebensziel zehen Jahre hinausrücken, wenn Gott mich des Wunsches gewähret, mein Haupt in dem Schoose der Freundschaft zu Basel zu legen, woran ich beständig mit offenen und mit geschlossenen Augen gedenke, als Der Ihnen eigene und ewige W." (an v. Mecheln 21. I. 67), und im Geist umarmt er bereits seine Freunde in der Schweiz, „und vornemlich meinen theuren Mecheln" (an diesen 12. V. 67). Schließlich, 1768, wird die Reise nach Deutschland mit einem Schlag zur Tatsache, und nun ist der Besuch in der Schweiz geplant für den Rückweg im Herbst. Der letzte Brief der Sammlung ist datiert vom 30. Merz 1768: „Mein theurester Herzens-Freund!" ist da v. Mechel angeredet; auf den 8. April sei die Abreise angesetzt mit dem Bildhauer Bart. Cavaceppi, „und folglich gedenke ich im Herbste auf das späteste bey Ihnen zu seyn mit meiner ganzen Frölichkeit." Die ging nun freilich gar rasch in die Brüche. Durch seinen langjährigen Aufenthalt in Rom (seit 1755) war Winckelmann so völlig in den Bann Italiens gekommen, daß ihn im Tirol schon das „römische Heimweh" befiel, unendliche Schwermut, vermischt mit Ekel und Abscheu vor nordischen Verhältnissen und Dingen. Noch bis München ließ er sich von dem Begleiter mitschleppen, bis Regensburg; in Wien aber entschied er sich zur Umkehr: Schauer der Angst vor der weitern Reise in den Norden trieben ihn fluchtartig zurück. Wie er dann zu Triest in der Locanda grande am Petersplatz das Opfer der Geldgier des Schurken Francesco Arcangeli geworden, dies Gräßliche lese man nach bei Justi III 377 ff.; einiges haben wir selbst schon einmal in der „Schweiz" mitgeteilt[7]) zu den beiden Bildern, die wir hier wiederholen als Beigabe zum Winckelmannbildnis der Angelika Kauffmann (1741—1807, auf Schweizerboden zu Chur geboren 30. Okt. 1741[8]). „Caspar Füeßli ließ mich von der geschickten Hand eines deutschen schönen Mädchens zu Rom in Oel malen"[9]), und am 13. VII. 64 tut Winckelmann H. Füeßli zu wissen: „Mein Portrait ist heute geendiget. Die Künstlerin hat es angefangen in 4to zu ätzen und Herr Reifstein[10]) will das gleiche thun." Unter allen Bildnissen des berühmten Altertumsforschers dürfte das der Schweizerin Angelika Kauffmann das beredteste und geistvollste sein, zum mindesten ist es eine ganz erstaunliche Leistung für die noch nicht Dreiundzwanzigjährige, heute ein köstlicher Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft im Kunsthaus am Heimplatz, in einer Kopie (von Daniel Freudweiler, 1793—1827) im Rektoratszimmer der Höhern Töchterschule Zürichs und in einer weitern in der Zürcher Zentralbibliothek, das Bildnis des ersten großen deutschen Erziehers zur Kunst, der zugleich als einer

---

[7]) XV 1911, 540 f. — [8]) Für Ang. Kauffmann vgl. auch „Die Schweiz" VI 1902, 49/51. XIII 1909, 240. — [9]) Justi III 64, wo noch weitere Aeußerungen Winckelmanns über die Malerin, diese „seltene Person": „sie kann schön heißen und singt um die Wette mit unseren besten Virtuosen." — [10]) Joh. Friedrich Reiffstein (Reiffenstein, 1719—93), Kunstfreund und Dilettant, nach Winckelmanns Tod der beliebteste Cicerone in Rom.

der besten deutschen Prosaisten verdiente, neben Lessing und Herder den deutschen Klassikern des achtzehnten Jahrhunderts beigezählt zu werden, deren geheiligten Kanon erweiternd zu einem glänzenden Siebengestirn. O. W.

Mommsen und die Schweiz.

Zur 100. Wiederkehr von Theodor Mommsens Geburtstag (30. November 1817).

Mit drei Bildnissen nach Originalen im Besitz von Dr. F. Imhoof-Blumer, Winterthur.

Die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Mommsens (geb. 30. Nov. 1817 zu Garding in Holstein), des Bahnbrechers römischer Geschichtsforschung, ruft die Erinnerung daran wach, daß der große Gelehrte durch zwei Jahre (1852—54) als Professor des Römischen Rechts an der Universität Zürich wirkte. Gleich andern bedeutsamen Wortführern des Freisinns in Deutschland war auch er damals genötigt, den Boden der gastlichen Schweiz aufzusuchen, nachdem er im Jahre 1850 wegen seines Eintretens für die Sache der Freiheit seiner Professur in Leipzig durch das skrupellos unduldsame Ministerium Beust entsetzt worden war. Damals hatte der Gemaßregelte bereits eine imposante Gelehrtenarbeit hinter sich. Zielbewußt in wissenschaftlichem Streben und in der Politik, ließ er sich durch das erlittene Ungemach nicht aus den einmal mit starkem Willen betretenen Bahnen drängen.

Schon während seiner Universitätsstudien in Kiel (1838—43) war ihm das Verständnis dafür aufgegangen, daß die zunftmäßige Scheidung einzelner Wissenschaften durch strenge Grenzlinien jede Vertiefung und Erweiterung der Studien behindere. Im besondern erkannte er, daß römische Geschichte und die Rechtsgeschichte Roms zusammengehörten. Wissenschaftliche Reisen in Frankreich und Italien überzeugten ihn weiters, daß als Grundlage für römische Geschichtsforschung vorerst ein umfassendes, einheitliches Inschriftenwerk geschaffen werden müsse. Neben inschriftlichen Studien betrieb er mit Eifer linguistische, wie über das Oskische, und antiquarische. So gerüstet, konnte er 1852 die Sammlung der Inschriften des Königreichs Neapel und damit ein Musterstück für das spätere Riesenwerk des Corpus inscriptionum Latinarum herausgeben, dessen erster Band 1861 erschien. Schärfe des Urteils in der Unterscheidung des Echten von Falschem, peinliche Ausarbeitung des Details, Ausblick nach allen Seiten, wo Hilfen für die

Theodor Mommsen während seiner Zürcher Zeit (1852—54).
Lithographie (nach der Natur) von Carl Friedrich Irminger (1813—1863), gedruckt von Ruff & Hofer, Zürich.